

Nr. 278. Bromberg, den 3. Dezember 1933

Winke, bunter Wimpel . . !

Eine Fischergeschichte von der Kurischen Nehrung

von Alfred Karrasch.

Der Dow ist heute ganz aus dem Häuschen. Er ist hochgeklettert bis auf den Dachfirst und zu den geschnitzten Pferdeköpfen hinauf und hat denen ein paar Tannengirlanden um die Hälse gelegt. Ein paar Tannenäste hat er ihnen wie Hörner an die Köpfe gesteckt, zur Feier des Tages, zu Vaters Geburtstag.

Ein paar Fischer kommen vorbei, sehen die Tannen... „Sieh mal, da ist doch heute was los beim Peleikis, da wird wohl einer Geburtstag haben. Hast du Geburtstag, Peleikis . . ?" „Jaja." „Na, dann gratulieren wir auch. Wie ist das mit einem Geburtstagsschnäpschen?"

„Kommt her, kommt ran, immer ran. He, Maruck, Maruckelchen, kannst uns mal die Schnapsflasche und die Gläserchen geben."

„Na, denn prost. Ei, der Deiwel, ist das ein Schnäpschen. Das reine Wort Gottes. Ist das mal ein Bärenfangchen." Sie schütteln sich, husten, wischen mit dem Handrücken den Mund ab. „Donnerwetter, Peleikis, ist das ein Schnäpschen. Der zieht bis in die Kniekehlen. Pfui Deiwel, na, denn gib mal noch einen, damit uns unter den Kniekehlen die Waden nicht steif werden . . . Na, und denn alles Gute, Christup Peleikis." — „Wie ist, noch ein Schnäpschen . . .?" — „Gieß schon ein, gieß schon ein."

Is doch mal wirklich ganz schön, so ein bißchen Geburtstag. Und das Sonnchen scheint, und man steht so und brascht so ein bißchen. Und die Maruckel ist in der Küche und schmort und tut . . „Na, Mikchen, alter guter Mik, nun wollen wir auch mal die neue Pfeife probieren. Und wo ist eigentlich der Dow . . .? Hat einer den Jungen gesehen . . .?"

Da klingt eine helle Stimme vom Strand her, aus dem Boot. Da ist ja der Dow. Der Dow aber sitzt im Kahn, auf dem Dach der Kajüte, pendelt mit den Beinen, sieht zum Wimpel empor. Er hat den Kopf ganz weit in den Nacken gelegt, so sieht er zum Wimpel hinauf, und nun singt er. Das ist dieses schöne, alte kurische Lied . . .

„Am Meere, am Strande,
Auf der Düne, im Sande,
Da steht eine Hütte, gar winzig, gar klein.
Darin wohnte mein Vater,
Was möglich war, tat er.
Denn ich war ja sein einziges Goldsöhnelein..."

„Mik . . ." Der Fischer macht mit dem Kopf eine Bewegung gegen den Alten.

„Ja, Fischer . . ."

„Hast du den Wimpel gesehen? Mit den Worten: Kehr wieder . . .?"

„Ja, Fischer . . ."

Der Mund des Fischers ist in stillem, behaglichem Lachen heruntergezogen. Aus dem Boot klingt weiter die helle Stimme des Dow:

„Auf Wellen und Wogen
Bin ich auferzogen.
Der schaukelnde Kahn sollte Wiege mir sein.
Denn der Fischer, mein Vater,
Was möglich war, tat er.
Ich war ja sein einziges Goldsöhnelein..."

Der Fischer steht breitbeinig da, stolz und froh, ja, da könnt ihr alle hören und sehen, das ist nun mein Jung. „Mikchen... kann man sich nicht freuen über den Jungen?"

„Das kannst du, Fischer."

„Ja, der Dow, der Dow... das ist noch ein Junge..."

Der Dow aber ist jetzt am letzten Vers. Den singt er mit Inbrunst und Jauchzen; denn er weiß, daß es wirklich so ist, wie das da im Liede steht . . .

„Ich kann rudern, kann segeln
Nach Fischermanns Regeln.
Fahre ich auf dem Meere, hebt sich Vaters Brust.
Denn ein Fischer ist Vater.
Was möglich war, tat er.
Denn ich bin seine Freude und ganze Lust."

Und dann wiederholt er noch einmal: „Denn ja, ich bin seine Freude und ganze Lust . . ."

Ja, das bist du, Dow. Ja, das bist du. Der Fischer hat ein ganz ungewisses Licht in die Augen bekommen. Ja, das bist du wirklich, Dow, meine Lust.

Mit einemmal fällt ihm was ein. Er lächelt. Nun aber warte mal, Dow, hast mir eine so schöne Musik zu meinem Geburtstag gemacht, vielleicht kann ich dir jetzt auch eine Freude machen.

Der Christup geht fast auf Zehenspitzen ins Haus, kommt zurück, alte Seekarten unter dem Arm. Ein ganzes Bündel. Damit geht er zum Boot.

Nun ist er am Boot: „Dow . . ."

Der Dow fährt auf: „Vaterchen . . ."

Der Vater verzieht den Mund: „Nämlich ich habe mir so gedacht, wir wollen mal ein paar alte Seekarten durchsehen . . . Darf ich einsteigen . . .?"

„Vater . . ."

„Na, denn los . . ." Der Christup klettert ins Boot, setzt sich neben den Jungen. „Sieh mal hier, Karte 1, Nordsee . . . wie wär' das damit . . .?"

Der Junge ist rot geworden vor Überraschung und Freude: „Vater . . . und weil du heute so gut bist . . . und das ist mal heute ein herrlicher Tag . . . Darf ich . . .?"

„Was denn noch . . .?" poltert der Vater, „schieß doch los, Junge . . ."

„Darf ich deine alte Mütze holen? Die mit den Bändern? Die Mütze vom Kriegsschiff?" Er meint die Mütze aus Vaters Marinezeit. Der Christup hat die alten Sachen gut aufbewahrt, die hängen im Schrank. Die sind für den Christup ein Heiligtum . . .

„Lauf und hol, Jung . . . was du willst . . ."

Da fliegt der Junge ins Haus. Es dauert nicht lange, da kommt er zurück. Er hat auf dem Kopf die Mütze mit den flatternden Bändern. Die Mütze ist ihm viel zu groß, das sieht komisch aus, der Vater muß lachen. Aber was

heißt dem Dow zu groß, das ist mal heute ein herrlicher Tag. Sein Gesicht glüht, er darf on diesem herrlichen Tag sogar die Mütze vom Vater tragen. „So, und nun kann es losgehen, Vater . . ."

„Nehmen wir hier diese Karte. Amerika. Ist ja ganz gleich. Nun werd' ich erzählen . . ."

Der Vater erzählt. Das ist wirklich, als wenn wir fahren. Das ist wirklich, als wenn die Segel sich spannen. Das ist wirklich, als wenn der Wind pfeift und das Wasser am Steven sich gläsern und brausend bricht. Volle Fahrt, und die weite Welt glänzt.

Der Vater erzählt. Das vertäute Boot schwingt in der leichten Brandung. Der Mast schwingt hin und her, fährt den Himmel ab, und das schwarze Tauwerk schlägt um den Mast. Das ist mal herrlich. Das ist wirklich, als wenn wir fahren. Die Sonne scheint groß, und die Möwen stoßen und schreien. Im Winde flattern die Mützenbänder des Jungen. Wir fahren, wir fahren. Nun leb wohl, Mutter, leb wohl, alter Mik. Ihr bleibt zu Haus, wir aber fahren, wir fahren . . .

„Ja, Junge . . . siehst du, und das ist noch Meer und noch Welt . . ."

„Schön, Vaterchen . . . und du hast das alles gesehen . . ."

„Ja, Junge, das hab' ich alles gesehen . . . Und wer das gesehen hat, kann das auch nie vergessen . . . nie . . . nie . . . Aber eines Tages, dann sollst du das auch sehen, Junge . . ."

„Ich, Vater . . .?" fragt der Junge, zitternd vor Glück.

„Ja, du . . . Ja, du . . . Du wenigstens . . . wenn ich das schon nicht noch einmal kann . . . du wenigstens . . . sollst eines Tages hier heraus . . . aus dem allen hier . . . aus dieser Enge . . ."

Die Marucke ist aus dem Hause gekommen, ist in die Türe getreten, da sieht sie die beiden unten im Boot. Sie sieht auf dem Kopf des Jungen die Mütze. Sie hört den Christup erzählen, das ist ja nicht weit, das sind ja nur ein paar Schritte zum Boot, sie hört jedes Wort.

Sie wird ganz traurig . . . nie, nie kann er vergessen . . . Ich tu' doch alles und mach' doch alles für ihn, das ist mal traurig, da tut das Herz weh, wenn man das immer hört . . .

Der Mik kommt jetzt um die Ecke vom Haus. Er sieht nur mal so mit einem Blick zu den beiden im Boot. Dann schüttelt er wieder den Kopf und sagt seinen alten Spruch: „Das sollte der Fischer nicht tun. Das sollte der Fischer nicht sagen und reden. Das ist Sünde. Nur das Haffchen ist gut. Die See aber . . . ja, aber alles Böse kommt von der See . . ."

Am Sonnabend mittag kommen alle Boote nach Hause. Dann ist Feiertag bis Sonntag mittag um zwölf, da ziehen die Boote wieder aufs Haff hinaus. Dann ist zwar noch Feiertag, aber da muß sich der Herrgott schon nach den Fischern richten. Da hat für die schon der Werktag wieder begonnen.

Am Sonnabend sind die Boote nach Hause gekommen, bei leichtem Achterwind, das war eine glatte und schöne Fahrt. Keiner denkt etwas Böses, sie sind am Ufer, sie haben noch kaum die Segel beschlagen, da springt der Wind um. Nun kommt er aus Süd mit ganz plötzlichen schweren Stößen. Nun, unsretwegen kann's wehen, wir sind zu Haus.

Aber das weht und wird stärker und stärker. Das heult heran, das Haff wirft weißen Schaum. Schaumfetzen stieben und fliegen vor den Böen über das Wasser.

Mit einemmal . . . was ist das . . .? Am Leuchtturm geht ein Signal hoch, was heißt das . . .? Sturmwarnung aus Nordwest . . .? Aus Nordwest . . .? Was soll das heißen? Hat der Leuchtturmwärter ein Schnäpschen über den Durst getrunken? Der Sturm kommt doch aus Süd, und nun Sturmwarnung aus Nordwest . . .?

Der Himmel hat ein paar fädige Wolken, das Licht auf dem Wasser glänzt ganz metallig, aber Sturm aus Nordwest . . .? Da dreht der Wind mit einem Schlag, und nun jagt es, nun springt es aus Nordwest heran. Das heult und tobt, seht doch bloß mal die Sandwolke über der Hochdüne an, wie das quirlt und wirbelt und dampft.

Aber laß jagen und toben und wirbeln. Wir liegen hinter der Düne, hinter dem Wald, abgedeckt. Keins von unsern Booten ist draußen. Wir sind im Sichern, die See tobt . . . Laß sie toben, was haben wir auf der See zu suchen . . .

Es kommt eine böse Nacht. Der Leuchtturmwächter dreht die beiden roten Lampen hoch: Sturm aus Nordwest, schwerer Sturm aus Nordwest, seht euch vor! Das wird heute eine schlimme Nacht für ihn. Alle halbe Stunde das ist sein Dienst, muß er heraus auf die Galerie, in das Toben, über die See sehn, ob nicht ein Schiff in Not ist. Das tobt, die ganze Luft ist voll Sand, der Wald kracht und die See brüllt, gespenstisch mahlen die sausenden weißen Flügel des Leuchtturmlichts. Das tobt, das reißt auch an den Häusern im Dorf, an den Fenstern, daß der Christup mal aufsteht in aller Nacht, weil er denkt, heute müssen ihm die doch aus den Krampen reißen.

Der Sonntagmorgen kommt, das war eine Nacht. Aber nun am Morgen, schläft das Toben ein . . .? Nein, es wird ein fahler und unheimlich blanker Tag. Die Düne ist in gelben Dampf gehüllt. Das rast, das brüllt auch durchs Dorf, das doch noch hinter dem Windschutz der Dünen liegt. Heute die See, lieber Gott, heute die See. Aber auch das Haff, seht bloß das Haff an. Wenn es so bleibt, können wir heute nicht rausgehen. Das wäre Mord, da käme keiner zurück.

Aber laß jagen, die Glocke läutet, wir wollen zur Kirche gehen. Da gehen sie denn alle zur Kirche, das jagt und brüllt, das fällt sie an, wirft ihnen Sand ins Gesicht. Sie müssen sich in den Sturm legen, wie sie schreiten, die Fischer und Frauen und was an Kindern mitgeht. Die Glocke läutet, sie steigen den kleinen Berg hoch, hier von oben, das ist mal ein Anblick, seht doch mal das Haff, das Haff, wie die Flocken stieben . . . Und was ist das . . .? Hört doch, wie drüben, unten die See rast. Wie sie donnert und brüllt. Du lieber, du großer Gott, heute die See . . .

Nun geht die Orgel. Nun sitzen sie in der kleinen Kirche, die Fischer mit den wetterharten Gesichtern, ihre Frauen und Kinder, nun liegt Friede und Stille auf diesen Gesichtern und der Glanz der großen Lichter, die zu den Seiten des Altars brennen, rechts und links von dem Bilde, auf dem Christus den ungläubigen Petrus aus den Wogen hebt.

Die Frauen haben zum Kirchgang ihre kurische Tracht angelegt, den weiten faltigen Rock und das Mieder. Nun sitzen sie zwischen den Männern und halten die Köpfe gesenkt. Draußen heult der Sturm, rast der Sturm, das blanke kalte Licht liegt vor den Kirchenfenstern. Hier drinnen aber flackert der stille goldene Schein der Kerzen, hier ist Geborgenheit. Hier drinnen aber ist ein mildes und sanftes Licht über allem, um alles, was da ist. Die messingnen Kronen, die weiße Spitzendecke des Altars, die bunten Kopftücher der Frauen. Die kleine Kanzel, die schwarze Holztafel, auf der die weiße Nummer des Liedes ausgesteckt ist, dieses Liedes, das sie nicht erst aufzuschlagen brauchen in ihrem Gesangbuch. Vom Christe, der zu ihnen über die See kommen soll.

Der Christup wendet mal den Kopf und sieht zu seiner Marucke. Gut sieht sie aus, ist doch ein liebes Weib, so liebt er sie besonders, in dieser Tracht. So ist sie mit ihm als Braut in die Kirche gegangen. Und der Junge . . . der steht mehr in der Bank, als er sitzt, aus Ungeduld, seine Augen sind groß, sein Mund ist geöffnet. Gleich wird der Herr Kantor auf der Orgel mit dem Choral beginnen, dann kann er singen. Ein tiefes Glücksgefühl kommt in die Brust des Christup. Hast es doch ganz gut getroffen, Mann, Christup Peleikis . . . Dies schöne und liebe und gute Weib, na . . . und den Jungen . . .

Der Sturm draußen jagt und schlägt an die Fenster, jetzt beginnt der Choral. Sie singen, nun singen sie alle, das klingt, die hellen Stimmen der Kinder, die Stimmen der Frauen, die dunklen, schweren Stimmen der Männer. Die Orgel braust, das Kerzenlicht flackert. Ja, Herr Christe, komm zu uns auf die See.

Der Herr Pastor Stober tritt auf die Kanzel. Wie ein Krieger steht er da, ein Leuchten auf seinem Gesicht. Ja, nun will ich mit euch ringen und kämpfen vor Gott, Herrgott, ich lasse dich nicht, du segnest sie denn. Der Herr Pastor Stober sieht über die Gemeinde zu seinen Füßen. Er nickt zu sich selbst: da seid ihr nun wieder alle, und ich weiß, wie ich zu euch sprechen muß. Jawohl, das weiß ich, ich spreche zu euch, wie mein Vater zu mir gesprochen hat. Denn ich bin selbst ein Fischerjung, mein Vater ist Fischer gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gasthaus an der Landstraße.

Reportage von Hans Wörner.

Es mag das vierte oder fünfte Mal gewesen sein, daß ich nachts an dem kleinen Gasthaus an der Landstraße vorüberfuhr, als ich hinter der nächsten Kurve einmal anhielt und mich darüber wunderte, was in aller Welt mir an ihm so seltsam vorkam! Es mußten dieser niedrigen Häuschen mit mattbirnigen Leuchtschildern irgend einer Brauerei einige Tausende an den Landstraßen Deutschlands stehen, viele ebenso einsam zwischen zwei Dörfern, an der Kreuzung zweier Durchgangsstraßen. Und was war mir nun gerade an dieser „Bierquelle" aufgefallen?

Ich entsann mich, jedesmal lange gehupt zu haben, ehe ich vorbeifuhr. Weil immer ein Lastzug oder auch zwei vor dem Häusel gehalten hatten. Das war es, die Lastzüge! Schmugglerzentrale? Dazu war es zu weit von der Grenze, obwohl Schmugglerzentralen nie etwa gleich hinter der Grenze liegen. Aber was taten die Fahrer der Lastzüge Nacht für Nacht in diesem entlegenen Gasthaus? Ich drehte um und fuhr hin.

Zwei Dreiachser, jeder mit einem Anhänger, standen am Straßenrand. München war die Heimat des einen, Hamburg die des anderen. Sie standen wie ruhige Urwelttiere, schlafend, mattes Licht in den halb zugekniffenen Glutaugen, breitbrüstig und plump. Was sie jemals an Leben hatten, schien aus den Gehirnkästen ihrer Führerhäuschen unter dem Transparent der kleinen Wirtschaft verschwunden zu sein, denn von dort her scholl lustiges Lachen, überlärmt von einer kräftigen Männerstimme, die vergeblich Ruhe zu gebieten schien. Ich trat ein. Sechs Männer in Lederjacken und Bärenschuhen, sechs kräftige Nacken unter schiefdeckligen Mützen, sechs Paar fester Beine vor dem Schanktisch. Vor jedem ein kleines Glas Bier und hinter allem mit aufgekrempelten Ärmeln der behäbige Wirt.

„Also der Jupp hat den Kellner in Würzburg mit seiner Wette hineingelegt? Ja, der Jupp, ich habe ihn seit drei Monaten nicht mehr gesehen. In Breslau das letzte Mal. War er inzwischen wieder hier?" lautete eine Frage an den Wirt. Der nahm ein abgegriffenes Notizbuch aus der Lade des Schanktisches und blätterte nach. „Ja freilich, vor zwei Wochen, in der Sonnabend-Nacht. Hier liegt ein Brief, den er mir für den Bremer kleinen Karl hierließ, der muß übermorgen abend durchkommen. Er selbst kommt erst im nächsten Monat mal wieder vorbei", erklärte der Wirt aus seinen Notizen.

„Kucke an, der Bremer Karl, der Kleine, sagen Sie! Grüßen Sie ihn schön und sagen Sie ihm, wenn er wieder die Mainzer Strecke hat: Es gibt hinter Paderborn eine tolle Umleitung, er soll lieber durchs Wesertal gehen, es sind zwei Stunden Gewinn dabei", mischte sich einer der sechs Männer in das Gespräch. — „Und was gibt es sonst?" fragte ein anderer, während er seine Mütze schon wieder zurechtschob und die Geldtasche aus der Jacke langte. — „Allerlei! Zunächst soll ich Sie beide von Max Atten grüßen. Wissen Sie, daß er geheiratet hat? Sie wissen es, gut! Und Tett fährt seit dem Ersten nicht für die Spedition Großberlin, sondern für die Hamburger Zigaretten, neulich war er hier und hatte die Tasche voll Glimmstengel. Er hat mir auch prompt einen Auftrag abgerungen, der gute Tett!" Die Fahrer lachten, dreie verlangten von Tetts Zigaretten zu kaufen, um, wie sie sagten, einen guten Kameraden zu unterstützen. „Und keine Zigaretten mehr, wenn nicht von Tett!" forderte einer ein für allemal. „Ja, Tett hat genug Pech gehabt mit seinem Jungen, der soll es sich bei den Hamburgern mal recht gut sein lassen, ist eine noble Firma, allebonör!"

Und raus waren die Sechs, schüttelten dem Wirt unter der Tür die Fäuste, die Motoren donnerten an, ein Lastzug drehte nach Süden ab, der zweite fuhr nach Westen. Der Wirt kam zurück und schenkte mir ein neues Glas ein.

„So geht das hier Tag und Nacht, ich bin der Vater der Lastwagenfahrer für solange, wie sie hier sind. Sie haben überall an geeigneten Punkten ihre Unterschlupfe, sie kennen sich fast alle, die guten Jungen, und sie halten zueinander wie die Kletten. Oft habe ich glatt hundert Grüße in meinem Notizbuch stehen, immer liegen ein paar Zettel, Karten oder Briefe hier und warten auf irgend einen von ihnen. Sie kennen sich ja nur von der Landstraße her, und die Landstraße, ihre Heimat, ist das einigende Band, das sie alle umschlingt. Es hat schon die rührendsten Wiedersehen hier gegeben! In der vergangenen Nacht waren zwei Brüder aus Breslau hier, der eine fährt für eine Danziger Firma, der andere für eine aus Frankfurt am Main. Sie hatten sich vier Jahre lang nicht gesehen, obwohl sie oft in derselben Gegend waren. Jeder kam ein halbes Dutzend mal hierher. Endlich gestern, nachdem ich immer schon Briefe für sie besorgt und Grüße, oft über andere Fahrer, ausgerichtet hatte, trafen sie sich einmal. Viel Zeit haben sie ja nie, ist doch ziemlich schlimm mit der Raonalisierung, oder wie die Genauigkeit des Chefs jetzt heißt. Aber lustig sind sie immer, ewig ein bißchen müde, aber gut aufgelegt. Trinken schnell einen Schluck Bier, jetzt ja wohl mehr Grog, wenn es draußen so kalt ist, erzählen mir schnell was, tragen mir Bestellungen auf — und weg sind sie wieder. Ja, ich kann wohl sagen, daß ich einen Namen bei ihnen habe, wegen der Würstchen, die sie hier essen, mancher nimmt ein Paket davon mit heim. Aber wann fahren die Kerle schon einmal heim! Die Firmenfahrer ja, die eben nur Zigaretten oder nur Gummi oder nur Margarine fahren, immer für dieselbe Firma, aber, aber! Die Männer vom Güterverkehr, was glauben Sie wohl, die wissen immer nur, wohin es zunächst geht. Meistens bekommen sie dann dort eine Fracht nach ganz irgendwo anders. Und wenn es der Zufall gerade will, sind sie drei Monate unterwegs, ehe sie mal wieder Fracht für ihre Heimat erwischen."

Ich habe erst später erfahren, daß der Wirt an der Landstraße zwischen Hannover und Berlin selbst einen Jungen hat, der für eine große Dortmunder Firma Lastzüge fährt. Das hat mir viel von seiner väterlichen Liebe für die Männer auf den Lastzügen erklärt. Es scheint mir, als bewirte er jede Nacht seinen eigenen Sohn in der Gestalt irgend eines seiner vielen Kameraden; sie bestellen *seine* Grüße und besorgen *seine* Briefe, erzählen ihm das Neueste aus den auf allen Straßen ihres Weges steuernden, hart arbeitenden und unter einer gefährlichen Verantwortung wirkenden Reihen der Lastzugfahrer, deren Motoren ihr Werklied durch Tage und Nächte singen, überall, wo es nur Straßen gibt.

Homunkulus.

Skizze von Walther Mittasch.

Durch die großen Fenster des Klassenzimmers flatterte in messinggelben, von winzigen Stäubchen durchtänzelten Bahnen das Sonnenlicht. Auf dem Katheder saß „Homunkulus", aus kurzsichtigen Augen blinzelte er in das Parkett von braunen und blonden Primanerköpfen. Wie ein Beet von wunderlichen Gewächsen war das. Und „Homunkulus" hatte wieder das Gefühl: in diesem Beet gleitet eine Schlange herum. Trübe Erfahrungen hatte er schon genug gemacht.

„Herr Assessor!"

„Nun — bitte —"

„Es wird alsdann der Herr Schulrat kommen. Sollen wir —?"

„Wie? Ach so . . . Natürlich. Einen Stuhl, setzen Sie ihn dort neben die Wandtafel!"

Er spürte das harte Pochen seines Herzens. Im gleichen Rhythmus pochte es nun auch gegen die Tür.

„Guten Tag, Herr Kollege. Lassen Sie sich nicht stören!"

Martin Wunderlich dienerte vor dem bebrillten Graukopf, den er noch nie gesehen hatte. Schlug dann das Buch auf und „behandelte" die Kriegszüge des seligen Cäsar. Die Primaner quarrten träge Antworten. Hin und wieder brummte der Schulrat mit rostiger Baßstimme: „Völlig falsch, Herr Kollege. Mir unbegreiflich. — Und was ist das für ein Benehmen der Schüler? Wie lange sind Sie schon im Amt, Herr Kollege?"

Martin Wunderlich spürte das Unsicherwerden seiner Knie. In den Bänken erwachte ein Kichern, rieselte hin und her. Aus der letzten Reihe quoll rhythmisches Gemurmel auf: „Ho — munkulus . . . Ho — munkulus . . ."

„Aber, Herr Kollege! Ich höre hier von Mulus reden . ." Der Schulrat stand auf, riß die Brille herunter, wischte mit beiden Händen den Mehlstaub aus dem blonden Vorsthaar, entfernte auch die mit Zeichenkreide gefurchten Mundwinkelfalten.

Eine tolle Lachsalve dröhnte auf, und in dem messinggelben Lichtguß des ersten Fensters stand Guido Kühn, der Primaner Kühn, und sagte mit drolligem Pathos: „Ja, ja, — Homunkulus."

Der Gefoppte knickte hinter dem Katheder zusammen. „Die Klasse — arbeitet . . ." und versank in Nachdenken. Er dachte: Das haben sie ja nicht schlecht gespielt. Also ja, so steht es mit dir? War es nicht so eine Art Gerichtsverhandlung? Ich werde nicht fertig mit diesen Dingen. Wenn ich so diesen Sonnenschein ansehe. Was soll sie in diesem Zimmer, die Sonne? All diese Strahlen haben sich verirrt. Ich hätte in unserem Dorfe bleiben sollen. Wo ich als Bauernjunge neben dem Pfluge herging. Ich habe heute noch große, kräftige Hände. Ich kann einen Axtstiel über meinem Knie zerbrechen. Ja, — das kann ich! Aber Cäsar „behandeln" oder mit dieser übermütigen Rotte da unten fertigwerden — das kann ich nicht. Werde ich auch niemals können . . . Und daß es just der Guido Kühn sein mußte, der beste Schüler der Klasse!

Er schreckte auf: „Kühn?!"

„Herr Assessor?"

„Sagen Sie, — was wollen Sie einmal werden?"

„Staatsanwalt, Herr Assessor."

Die Glocke schrillte. Homunkulus ging hinaus.

„Ich werde diese Sache dem Herrn Direktor melden müssen."

Er ging aber von der Schule aus schnurstracks nach Hause, legte sich auf das Sofa und hüllte sich in Rauchwolken. Die blauen Schwaden zogen zwischen den Wänden herum und ballten sich zu Fratzen. Und wieder mußte Homunkulus an seine Heimat denken. Wenn hinter dem „Rabenwalde" die Gewitterwolken aufzogen, — auch da bildeten sich so absonderliche Fratzen. Der spitze Kirchturm reckte eine befehlende Nadel gegen den Himmel. Oben segelten Krähen. Quarren hörte er sie: „Unglaublich, Herr Kollege. Mir völlig unverständlich. Wie lange sind Sie eigentlich schon im Amt?"

Pochen an der Tür. „Herein . . ."

Da war er nun wieder, dieser Guido Kühn.

„— wir wissen ja ganz genau, Herr Assessor, daß Sie diese Geschichte nicht an die große Glocke hängen werden. Aber die Sache ist nun so: Wir haben uns verabredet, das alles totzuschweigen. Würde auch geschehen, wenn wir nicht den Bernhard Klemm in der Klasse hätten. Der hat gedroht, daß er's dem Direktor melden würde. Weil er mir nämlich nicht sehr gewogen ist. Nun ist es doch so: Kommt die Sache heraus, dann werde ich ja wohl weggejagt?"

„Hm. — Sicherlich."

„Nehmen wir das an, Herr Assessor. Was sagen Sie dazu?"

„Kühn", knurrte Homunkulus. „Sie sind ein außerordentlich begabter Mensch. Sie haben ein Ziel, — das werden und müssen Sie erreichen. Staatsanwalt sein, das ist ein schönes Amt. Sie werden die Sache des Staates schon gut verwalten. Da habe ich keine Sorge. Jung sein und dem Lande dienen wollen — schön ist das."

„Ja, aber. Wenn nun diese Sache . . ."

Der andere stand auf. „Ja so, Herr Schulrat! Hören Sie, Kühn, ich gebe Ihnen den guten Rat: Werden Sie nicht Schulrat. Werden Sie Staatsanwalt!"

„Will ich auch, Herr Assessor. Aber nun ist doch mein Vater tot, und ich habe eine kränkliche Mutter. Es geht um Kopf und Kragen, Herr Assessor."

Martin Wunderlich klopfte die Pfeife aus: „Das lassen Sie nur meine Sorge sein."

Homunkulus ging am nächsten Tage zum Direktor. Ließ sich wegen „Überarbeitung" beurlauben und beantragte seine Entlassung.

Ein Vierteljahr später stand er auf dem Bahnhof der kleinen Stadt. Um ihn herum bildeten die Primaner einen Kreis.

Martin Wunderlich sagte: „Jungens, behaltet mich in fröhlichem Angedenken. Weiter verlange ich nichts von euch. Es ist wichtiger, daß Kühn Staatsanwalt wird, als daß ein unfähiger Lehrer Cäsar doziert."

Dann stieg er in den Zug ein, lehnte sich zum Fenster hinaus.

„Ich freute mich darauf", sagte er, „in meiner Art dem Lande dienen zu können. Den Pflug werde ich führen und eine andere Saat auswerfen. Und verlaßt euch darauf, ihr Jungen: Ich werde ordentlich tief pflügen — und meine Saat wird aufgehen."

Das Fenster glitt hoch. Der Zug rollte an.

Die Klasse wollte Hurrah rufen. Aber Guido Kühn winkte ab.

„Der wird noch seinen Mann stellen", sagte er, ein wenig beklommen. „Umsonst hat er nicht diese prachtvollen Fäuste."



Trauung im Adamskostüm.

In der Nähe von Los Angeles fand dieser Tage eine Zeremonie statt, die wohl beispiellos ist. Ein Paar, das einer religiösen, der Nacktkultur huldigenden Sekte angehörte, wollte sich trauen lassen. Und da die beiden jungen Leute leidenschaftliche Anhänger der Dogmen ihrer Sekte waren, mußte die Trauung natürlich im paradiesischen Kostüm stattfinden. Man fand auch einen Sektenpriester, der sich bereit erklärte, die feierliche Handlung zu vollziehen. Natürlich konnte man für die Trauung keine Kirche wählen, denn die lieben Mitmenschen hätten wahrscheinlich für das hüllenlose Brautpaar wenig Verständnis gezeigt und wahrscheinlich Adam und Eva vom Traualtar ins Irrenhaus befördert. Also suchte man sich eine wunderbare Waldlichtung aus, die einen idealen Platz für die Zeremonie abgab. Braut und Bräutigam erschienen verklärten Antlitzes im „Lichtgewande", auch die Trauzeugen und Brautjungfern erschienen im Adams- und Evaskostüm. Es war wohl das erste Mal, das eine zur Hochzeit geladene Frau sich keine Kleidersorgen zu machen brauchte. Nur einer der Trauzeugen machte eine unrühmliche Ausnahme und störte das harmonische Bild: er hatte sich in Anbetracht des unfreundlichen Wetters ein Jackett übergezogen.

Ein Katzen-Massengrab.

Bei den Ausbesserungsarbeiten an einer Prager Kirche machte man eine merkwürdige Entdeckung. In der dunklen Gruft unter dem Gebäude fand man die Skelette von mehr als hundert Katzen. Die Tiere waren offenbar durch ein schmales Fenster, das auf die Straße hinausgeht, eingedrungen, und da die Wand unterhalb des Fensters schräg abfällt, gelang es ihnen nicht mehr, herauszukommen. Im Laufe der Zeit verschwanden auf diese Weise fast sämtliche Katzen aus der Umgebung der Kirche spurlos. Manchmal hörte man des Nachts das durch die dicken Mauern gedämpfte Geschrei der dem Hungertode ausgelieferten Tiere; die unheimlichen Laute, die aus der Erde zu kommen schienen, trugen dazu bie, daß viele abergläubische Einwohner glaubten, daß es in der Kirche nicht geheuer sei und des Nachts spuke. Die Tiere, die in die Gruft stürzten, gelangten nie wieder ans Tageslicht und kamen elend um. Erst bei der Öffnung der Gruft entdeckte man ihr Massengrab.

Drei deutsche Kanufahrer aus dem indischen Dschungel gerettet.

Drei Deutsche, die vor zwei Jahren mit einem Kanu von Deutschland nach China starteten, sind, wie die „Times" aus Kalkutta melden, in den Sundarbans, den Sümpfen und Wäldern des Ganges-Delta mit knapper Not dem Tode entronnen. Sie wurden von dem Dampfer „Ghotana" gerettet, nachdem sie zwei Tage lang mit ihrem Kanu im Dschungel festgesessen hatten. Sie konnten sich der umherstreifenden Tiger nur dadurch erwehren, daß sie durch Schläge auf eine leere Blechtonne fortgesetzt Lärm machten. Sie wollen sich jetzt nach Rangoon begeben. Ihr erstes Kanu hatten sie im Persischen Golf verloren

---

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg